

Der ungelöste Fall Friedrich Peter

Nun ist auch Friedrich Peter in jenes Reich eingegangen, in dem Zehntausende verschwunden sind, die es im ukrainischen Sommer des Jahres 1941 mit Peters SS-Einheit zu tun bekamen. Nun ist Friedrich Peter jenem Simon Wiesenthal nachgefolgt, der vor 30 Jahren Peters Zugehörigkeit zu jener SS-Mordbrigade aufgedeckt hat. Friedrich Peter war und ist Wiesenthals ungelöster Fall. Er war und ist auch Österreichs ungelöster Fall.

Peter ist eine Schlüsselfigur der Zweiten Republik. Er war 20 Jahre Vorsitzender der drittgrößten Partei, der FPÖ. Er machte durch ein Duldungsabkommen mit Kreisky dessen Kanzlerschaft erst möglich. Er wäre um ein Haar Vizekanzler und Dritter Nationalratspräsident geworden; und er war 1983 der Archi-



tekt der rot-blauen Koalition (nachdem seine Mitgliedschaft in der SS-Brigade schon bekannt war). Und immer noch steht die Frage im Raum, ob Peter als Mitglied jener Einheit persönlich Juden erschossen hat.

Peter hat es so bestritten: „Ich habe seit 1941 bei der 1. SS-Infanteriebrigade ... meinen Dienst abgeleistet, aber weder innerhalb noch außerhalb dieses Zeitraumes an Erschießungen und Repressalien teilgenommen“ (profil 1975).

Wiesenthal konnte Peter vor 30 Jahren eine direkte Beteiligung nicht nachweisen. Inzwischen ist die einschlägige Forschung immens weitergekommen. Man hat ein ganz klares Bild von der Tätigkeit jener SS-Brigade(n). Marin Cüppers, ein junger deutscher Wissenschaftler und Mitarbeiter der einschlägigen Forschungsstelle Ludwigsburg, der soeben ein massives Werk zu den Morden jener SS-Brigade vorgelegt hat, („Wegereiter der Shoah. Die Waffen-SS, der Kommandostab Reichsführer SS und die Judenvernichtung 1939-45“). Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 2005), hat die Archive noch einmal durchforstet und auch nichts gefunden. Aber das ändert nichts daran, dass man die Frage heute anders stellen muss: Ist es überhaupt denkbar, dass Friedrich Peter, nach allem, was man über diese Einheit weiß, nicht mitgeschossen hat? Hatte einer der wichtigsten Politiker der Nachkriegszeit Blut an den Händen?

Cüppers sagt dazu im Gespräch mit dem Autor dieser Kolonne: „Es besteht eine geringe Chance, dass F. P. nicht an Judenerschießungen im Sommer 1941 in der Ukraine beteiligt war, etwa wenn er zum Tross gehört hat. Es gab überdies auch die von ganz wenigen genutzte Möglichkeit, sich zu weigern, an den Exekutionen teilzunehmen.“

Was haben diese Einheiten getan? Am 4. August 1941 etwa umstellten Einheiten des 10. Infanterieregiments der 1. SS-Infanteriebrigade die ukrainische Stadt Ostrog, in der rund 8.000 Juden wohnten. Mehrere hundert wurden in ei-

nem langen Zug aus der Stadt zu Gräben geführt, wo sie sich mit dem Gesicht zur Grube aufstellen mussten. Für jede Person waren zwei SS-Schützen aufgestellt. Für Kleinkinder war noch ein dritter Schütze eingeteilt, der auf den über die Schulter der Mutter gelegten Kopf des Kindes zielte. Dann erscholl das Kommando: „Anlegen! ... Feuer!“

Friedrich Peter war Angehöriger des 10. Regiments, das die Aktion in Ostrog durchführte. Ein Regiment umfasst rund 3000 Mann. Peter war Unterscharführer (etwa Kompanietruppführer) in der 5. Kompanie. Ob die 5. Kompanie in Ostrog eingesetzt war, geht aus den Unterlagen nicht hervor. Der Historiker Cüppers sagt, dass, wenn eine Kompanie einmal nicht eingesetzt war, sie eben ein paar Tage später drankam. Die Beteiligung der 5. Kompanie an einer anderen Mordaktion wurde nach dem Krieg dann vor Gericht verhandelt.

Cüppers: „Diese SS-Brigaden waren die Ersten, die überhaupt zur Massenvernichtung von jüdischen Zivilisten eingesetzt wurden. Sie waren die Wegereiter der Shoah.“ Die drei Brigaden wurden nur zum Zweck des Massenmords an den Juden aufgestellt. Die 1. SS-Infanteriebrigade tötete von Ende Juli bis Anfang Dezember mindestens 17.000 jüdische Männer, Frauen und Kinder. Im Winter ermordete sie noch rund 25.000 sowjetische Kriegsgefangene. Sie war in dieser Zeit niemals im Fronteinsatz, immer nur im Hinterland.

Peter hat seinerzeit etwas von „Urlaub“ gemurmelt und von „Partisanenbekämpfung“. Die Partisanenbekämpfung war aber ein Code für Judenvernichtung. Er habe von den Massenmorden nie etwas erfahren. „Ich habe lediglich meine Pflicht erfüllt.“ Cüppers hält es angesichts der Intensität der Morde für ausgeschlossen, dass Peter nichts wusste, selbst wenn er selbst nicht direkt beteiligt war. Wobei „Beteiligung“ natürlich auch heißen kann: Beteiligung am Hinaustreiben der Opfer zu den Erschießungsgruben, Wachdienst usw.

Die SS-Brigaden gehörten zur so genannten Waffen-SS (so viel zu deren „Makellosigkeit“, u.a. laut Jörg Haider und dem Kärntner SPÖ-Politiker Rudolf Gallob). Ihre Mannschaften stammten aus der unteren Mittelschicht (Friedrich Peter war Sohn eines sozialdemokratischen Eisenbahners) und waren ideologisch außerordentlich motiviert. Im September 1941 erhielten 31 Mitglieder der SS-Brigaden das Eiserne Kreuz II. Klasse, darunter auch Peter. Cüppers: „Das erhielten die, die mit dem Herz dabei waren.“ Später erhielt Peter das Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik. Und zu seinem Ableben sagte ÖVP-Klubobmann Willi Molterer, Österreich habe einen engagierten Parlamentarier verloren.

hans.rauscher@derStandard.at

Wiener Wissenschaftskitsch

Wie viel „Sound of Music“ verträgt die heimische Forschungsgeschichte? - Zum realen Stellenwert der „vertriebenen Intelligenz“ für die Wissenschaftsmisere der Gegenwart.

KOMMENTAR
DER ANDEREN

Christian Fleck*

Kommenden Freitag beginnen die Wiener Wissenschaftstage, die „im Zeichen des Gedenkjahrs stehen.“ Anlass für die folgenden Zeilen ist ein vor Kurzem in diesem Blatt erschienener PR-Text der Stadt Wien, der unter dem Titel „Vertreibungen wirken bis heute nach“ eine Deutung eines der folgenreichsten Ereignisse der österreichischen (Wissenschafts-)Geschichte liefert, die man nicht anders als kitschig nennen kann.

Während hierzulande wohl kaum jemand (hoffentlich) „Sound of Music“ für eine historisch zutreffende Erzählung des Schicksals einer Auswandererfamilie hält, scheinen selbst aufgeklärte Kreise einer anderen verzerrten Darstellung freudig zustimmen, die ich als „Sound of Science-Märchen“ bezeichnen will.

Dieses Märchen erzählt davon, dass Wissenschaftler, die vor den Nazis aus Österreich flüchteten, nach 1945 nicht zur Heimkehr eingeladen wurden und wir deswegen heute wissenschaftlich Provinz seien. In besagtem Interview/Text wird diese Geschichte vom österreichischen Wissenschaftsattaché in Washington, Philipp Steger, verbreitet und auch gleich mit einer Fortsetzung versehen: Wir hätten nämlich, erzählt der Attaché, noch ein zweites Mal eine Chance vertan, als nach 1989 die aus dem ehemaligen Ostblock abwandernden Wissenschaftler/innen nicht von Österreich aufgenommen worden wären. Hätten wir das getan, „wäre sogar eine Renaissance des Wien um 1900“ möglich gewesen.

Die „Sound of Science“-Erzählung enthält wie jedes Märchen ein paar überzeugende, realitätskompatible Elemente, verknüpft diese aber so miteinander, dass am Ende eine Geschichte herauskommt, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat, dafür umso belehrender wirken soll.

Wie jeder Kitsch befriedigt die Geschichte aber nur die allerseichtesten Bedürfnisse. Vor allem weist sie die Schuld für das gegenwärtige Schlamassel - und wer will bestreiten, dass Österreichs Wissenschaft sich in einem solchen befindet? - Bösewichten der Vergangenheit zu, über deren Identität und Verfehlungen man sich schnell einig werden kann. Tatsächlich unterschlägt die „Sound of Science“-Story eine Reihe von Fakten, die hier nur knapp skizziert werden können:

1. Es stimmt einfach nicht, dass die überwiegende Zahl derer, die von den Nazis vertrieben wurden, Österreich als „Wissenschaftler“ verließen. Die allermeisten waren vor ihrer Flucht arbeitslos (zum Beispiel Karl Popper), hielten sich mit Jobs über Wasser, die mit Wissenschaft rein gar nichts zu tun hatten (zum Beispiel Hans Zeisel), führten das Leben eines ewigen Studenten (wie Bruno Bettelheim) oder waren so jung, dass „Wissenschaftler“ höchstens ein kind-



Das Plakat zum Film, der im Kopf unseres Autors abläuft, wenn er an die „Wissenschaftstage“ denkt. Montage: Beigelbeck

licher Berufswunsch sein konnte.

2. Zu Wissenschaftlern wurden die Vertriebenen erst, weil sie das Glück hatten, von Staaten aufgenommen zu werden, die ihnen dann auch noch Bildungsmöglichkeiten einräumten, die Österreich seinen Einwanderern noch nie geboten hat - weder „um 1900“ noch „nach 1989“. Den USA, die die größte Zahl in Österreich geborener intellektueller Rohdiamanten aufnahm, kommt das Verdienst zu, diesen Bedingungen geboten zu haben, die sie zu Spitzenwissenschaftlern werden ließen.

Verbreiteter Irrglaube

3. So richtig die Feststellung ist, dass nach dem Ende der Nazi-Diktatur sich niemand darum bemühte, Emigranten - Wissenschaftler oder andere - einzuladen, nach Österreich zurückzukommen, so falsch ist es zu glauben, dass viele so einer Einladung tatsächlich gefolgt wären, weil - um eine lange Geschichte kurz zu machen - die Verhältnisse in Österreich in den ersten Jahrzehnten der Zweiten Republik nicht dazu angetan waren, Wissenschaftlern, die 1938 vor der Nazi-Diktatur geflohen waren, eine Fortsetzung ihrer

zugeben, kann man zerstörte Institutionen und ruinierte Kulturen nicht einfach wieder herstellen, indem man deren Personal zur Rückkehr auffordert. Wissenschaftler wählen üblicherweise jenen Ort als Lebensmittelpunkt, an dem sie die besten Arbeitsbedingungen vorfinden - alle anderen Aspekte (Patriotismus, Lebensqualität, familiäre Bindungen etc.) sind für die Entscheidungsfindung in der Regel zweitrangig.

Die Lebensjahre, die Wissenschaftlern zur Verfügung stehen, sind viel zu kurz, um sich, wenn dieser Austriazismus erlaubt ist, „Spompanadeln“ leisten zu können. - Und schlussendlich: Warum sollte man noch einmal dorthin gehen, wo man hinausgeworfen wurde?

Unheilvolle „Tradition“

6. Österreichs wissenschaftliche Infrastruktur wurde schon lange vor dem Anschluss zerstört. Die Sparpolitik der Regierungen der Ersten Republik hatte zur Folge, dass in den 20er- und 30er-Jahren des vorigen Jahrhunderts praktisch keine neuen Stellen geschaffen wurden und die vorhandenen von jenen besetzt waren, die schon zu Zeiten der Monarchie an die Institute gekommen waren. Und so sie 1938 außer Landes getrieben wurden, waren sie 1945 in der Regel bereits schlicht zu alt, um die Universitäten und die wissenschaftliche Forschung wieder aufzubauen.

Diese Feststellung enthält zugleich eine höchst aktuelle Botschaft, da die derzeitige und die beiden vorhergehenden Regierungen mit ihrer dogmatischen Sparpolitik die heimische Forschungslandschaft in eben jenen maroden Zustand versetzten, der heute Realität ist und wohl noch lange Realität bleiben wird.

Vor diesem Hintergrund würde es den Wiener Wissenschaftstagen zur Ehre gereichen, wenn die dafür Verantwortlichen sich dazu aufraffen könnten, statt Halbwahrheiten und Märchen zu verbreiten, ernsthaft darüber nachzudenken, welche Mittel und Strukturen es braucht, um Forschung in Österreich wieder wenigstens halbwegs möglich zu machen. „Sound of Science“-Kitsch ist in diesem Zusammenhang jedenfalls verächtlich.

*Christian Fleck ist Soziologe an der Uni Graz und derzeit Präsident der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie.

Helmut Gansterer zugeeignet

„Öffi-Fahren ist gut für mieselstüchtige Asketen“

Betrifft: Gastkommentar „Autofahren ist gut fürs Hirn“ (16. 9.)
Jahrelang habe ich mich gefragt, was das entrückte Lächeln im Gesicht der Autofahrer bedeutet, die am Gürtel im Stau stehen. Helmut A. Gansterer hat's endlich verraten. „Hier findet mich keiner“, denken sie gerade glücklich hinter dem Lenkrad, während wir Öffi-Nutzer unsere frustgezeichneten Gesichter neidvoll an die Fensterscheiben der U-Bahn kleben, während wir an der Autokolonne vorbeifahren.

In der einen Hand haben wir die zusätzliche Abendkleidung, in der anderen Hand die Flipchart, in der dritten den Beamer und die Aktenmappe balancieren wir auf dem Kopf. Wir miesepetrigen Antihedonisten. Dabei hätten wir doch in der Summe der Sinnlichkeiten namens Auto gön-

gend Platz dafür. Die Designer haben ja alles schon so schön vorbereitet:

Da stellt du die Trinkflasche rein, das ist die Aufhängung für den Anzug, hier ist das Beamer-Fach und dort drüben die Ablagefläche für die Hör-Literatur-CD „Helmut A. Gansterer lacht über seine eigenen geschliffenen Kolumnen“. Stattdessen werden wir in U- und Straßenbahn von DJ Ötzi dauerberieselt, kennen Literatur und gute Weine nur aus unserem Auto fahrenden Bekanntenkreis und genießen uns, weil wir keine so intensiven Folgeschäden verursachen wie der automobilistische Individualverkehr.

Sollten wir grünversuchten Hirns dann doch einmal wohinfahren müssen, wohin uns der liebe Gott der Verkehrsplanung keine Haltestelle gepflanzt hat, dann essen



Helmut A. Gansterer in seinem Element. Foto: GEPa

wir eben vom Baum der bösen Erkenntnis und knattern mit der rostigen Rostschüssel, die wir aufreihen können, herum.

Nicht ohne uns vorher beim Billa mit Tafelwein im Tetrapak eingedeckt zu haben. Und wir warten, bis man uns endlich einen Linienflug von Wien-Pötzleinsdorf nach Wien-Innere Stadt einrichtet.

Heinz Duschaneck
Unternehmer in Wien